

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

 Sechster Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6. fl. C. M. — Man pränumeriert im Kommissionkamt zu Ofen, in S. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern

Die Pariser Dame im Wohlthätigkeitsauschuss.

(Fortsetzung.)

Wir begeben uns von diesem Schauplatz der Freude und des Genusses geradezu in das vierte Stockwerk eines armseligen Hauses in der Straße Guenegaud. Nach einer bei der Arbeit durchwachten Nacht sitzt ein junger Mann vor einem kleinen nußbaumenen Tisch, auf dem Papiere, Bücher und mathematische Instrumente liegen, neben einem Kamin, in welchem ein paar magere Scheiter glimmen; er ist erschöpft eingeschlafen, das Haupt ist auf die Brust gesunken; eine Lampe, dem Erlöschen nahe, wirft ihren ungewissen Schimmer auf das bleiche, melancholische Angesicht. Durch die offene Thüre sieht man im Nebenzimmer ein Bett, in welchem eine alte Frau ruht, aus deren abgelebten Zügen Kummer und Krankheit sprechen. Die Kecklichkeit, die ringsum herrscht, verbirgt sich schlecht hinter ängstlicher Keintlichkeit. Eben ist der Hund, der seinem Herrn zu Füßen liegt, beim ersten Sonnenstrahl aufgewacht und sieht den jungen Mann mit klugem, wachsamem Auge an. Da wird plötzlich die Klingel an der Thüre gezogen; der Hund springt auf und läßt mit einem Blick auf das Bett der alten Frau ein unterdrücktes Belken hören. „Still, Foy!“ ruft der junge Mann erwachend und sich die Augen reißend, „es hat an der Thüre geklingelt; wer kann das sein, so frühe?“

Es war Niemand anders als Herr Didier, der Mann im schwarzen Kleide, mit dem sanften, ehrbaren Wesen, den Altentün-

del unter dem Arm. Aber diesmal war Herr Dibier nicht allein; zwei Männer traten ihm auf dem Fuße nach, in deren einem Zombreuse den Portier eines benachbarten Hauses erkannte. „Was ist zu Ihren Diensten?“ fragte Zombreuse. „Verzeihen Sie,“ sagte Dibier mit einer Verbeugung; „Sie kennen mich nicht? Ich habe schon einige Male die Ehre gehabt, Sie zu sprechen — wegen der tausend Franks — ungerchnet Kosten und Interessen — welche Sie der Blergyschen Masse schuldig sind.“ Zombreuse durchfuhr es gleich einem elektrischen Schlag. „Und was wollen die beiden Herren?“ fragte er, auf Dibiers Begleiter deutend. „Um Vergebung,“ antwortete Dibier etwas verlegen; „es sind meine beiden Zeugen; denn können Sie diesen Vormittag nicht bezahlen, so setze ich mich, gemäß dem ausdrücklichen Befehl des Herrn M***, in die peinliche Nothwendigkeit verzet, Ihre Effekten mit Beschlag zu belegen.“ Zombreuse stolte das Herzblut; er dachte an die alte kranke Mutter, die da in dem Bette schlief, das verkauft werden sollte. Er schwankte, eisfalter Schweiß rann ihm über die Stirne; er raffte sich aber zusammen und fragte den Huissier mit mühsam errungener Fassung, wie der Portier, den er erkannt, ihm als Zeuge dienen könne, und setzte hinzu: „Der Herr ist also ein Schreibereilverwandter?“ — „Nein,“ erwiderte Dibier; „da wir aber die Beschlagnahme nicht ohne zwei Zeugen vornehmen konnten, und vorhin, da ich von meiner Amtsstube wegging, erst einer meiner Schreiber da war, so nahm ich eine Person aus Ihrer Nachbarschaft mit.“

Der unglückliche junge Mann fühlte sich aufs Grausamste gedemüthigt. Dieser Portier kannte ihn gut; denn Zombreuse gab in dem Hause, wo er diente, Unterricht in der Mathematik. Dibier war keineswegs bössartig; ganz unabsichtlich, nur um der Formalität Genüge zu leisten, hat er den Mann mitgenommen. Er fand das ganz natürlich, und es fiel ihm nicht ein, daß er einen Menschen vor Bekannten um seine Ehre gebracht habe. Der Portier seinerseits stand gedankenlos da, er kümmerte sich um nichts als um das Zwanzigfousstück, das er mit dem Gange vier Treppen hoch verdiente, und natürlich mußte das ganze Quartier von seinem Profit in Kenntniß gesetzt werden.

Während Dibier sein Protokoll aufsetzt, erzählen wir, wie der arme junge Mann dazu kam, den Erben des Grafen von Blergy tausend Franks schuldig zu werden.

Der Graf von Blergy, der Vater der Mademoiselle Octavie, die den Bankier M** geheirathet, hatte in hohen, reich besetzten Aemtern sein großes anererbtes Vermögen noch bedeutend ver-

mehret
durch
der M
sicht s
brense
seinem
Umsta
brense
gen G
Berbi
mit d
Hotel
Cohn
herab
aus d
Lob g
eines
und i

mögli
einem
sie sei
nebst
Stand
und b
te, so
denen
aus s
heit.
digen
gefäbr
sann
seine
ter se
Er er
schaft
ne G
gender
macht
Zutra
summe

mehrt. Aber noch mehr als durch Titel und Reichthum glänzte er durch wissenschaftlichen Ruhm; er war eines der berühmtesten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, und stand überhaupt in jeder Hinsicht sehr hoch unter seinen Zeitgenossen. Das Fach, dem sich Fombreuse ausschließlich gewidmet hatte, war just dasselbe, dem der Graf seinen wohlverdienten Ruf in der gelehrten Welt verdankte. Dieser Umstand, und namentlich einige interessante Abhandlungen, die Fombreuse der Akademie vorlegte, hatten den alten Herrn auf den jungen Gelehrten aufmerksam gemacht. Er suchte selbst mit ihm in Verbindung zu kommen, und nicht lange, so stand der junge Mann mit dem Akademiker in den freundschaftlichsten Verhältnissen; sein Hotel stand ihm jeder Zeit offen, und wenn hin und wieder der Sohn und die Töchter des Grafen ihm mit vornehmer Kälte und herabsehendem Stolze wehe thaten, so war er dagegen immer sicher, aus dem Munde des Vaters die gütigen Worte, das ermunternde Lob zu hören, die so unschätzbar sind in einem Alter, wo es oft nur eines Wortes bedarf, um einen in seinen eigenen Augen zu erheben und ihn für das Gute und Schöne zu begeistern.

Nicht lange, so sollte eine positive Wohlthat Fombreuse wo möglich noch inniger verpflichten. Die Stelle eines Hilfslehrers an einem Pariser Kollegium wurde vakant, und der Graf verschaffte sie seinem Schützling. Das Einkommen war zwar nicht groß, allein nebst dem Ertrage einiger Privatskunden setzte es Fombreusen in Stand, seiner alten Mutter ein gemächliches Leben zu verschaffen und die Studien, die er einmal zu seinem Lebenszweck gemacht hatte, fortzusetzen. So waren denn, vorerst wenigstens, seine bescheidenen Wünsche vollkommen erfüllt, da schreckte ihn ein Unglücksfall aus seiner Ruhe auf und stürzte ihn in die grausamste Verlegenheit. Er war unvorsichtigerweise Bürge geworden für einen unwürdigen Freund, der ihn im Stiche ließ, wodurch sogar seine Freiheit gefährdet wurde. Er kämpfte den schmerzlichsten Kampf; vergeblich sann er auf Mittel und Wege, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, seine Hauptbemühung aber ging dahin, dem scharfen Ruge der Mutter seiner Unruhe zu verbergen; da brachte man ihm einen Brief. Er erkennt die Hand des Grafen von Blergy, mit dem er in freundschaftlichem Briefwechsel stand, erbricht ihn, und man denke sich seine Gefühle, als er einen Bankzettel von tausend Frank's und solgendes Schreiben fand: „Einer unserer gemeinschaftlichen Freunde macht mich mit der Verlegenheit bekannt, in welche Sie zu viel Zutrauen und Edelmutb gestürzt hat. Wegen einer elenden Geldsumme darf ihre Ruhe nicht gestört werden, dürfen Studien nicht

leiden, die für Ihre Laufbahn, wie für die Wissenschaft selbst von Wichtigkeit sind. Nehmen Sie die Inlage, ich weiß, Sie brauchen just so viel, und ich schätze mich glücklich, Ihnen die Kleinigkeit anzubieten zu können. Betrachten Sie es nur als ein Anleihen; Sie zahlen die Summe heim, so bald Sie es im Stande sind. Aber annehmen müssen Sie dieselbe, soll ich es Ihnen anders verzeihen, daß Sie mich mit Ihrer Verlegenheit nicht bekannt gemacht haben.“

Wer vermöchte zu schilbern, was in Fombreuses Seele vorging? Durchdrungen von Dankbarkeit, aber fest entschlossen, das Anerbieten nicht anzunehmen, eilt er in das Hotel des Grafen. Er dankt ihm mit Thränen in den Augen, er will ihn durchaus vermögen, das Ueberschuß zurückzunehmen; aber der Graf bringt mit solcher Güte und Freundlichkeit in ihn, er schont dabei das Ehrgefühl des jungen Mannes mit solcher Zartheit, das Fombreuse endlich gefangen gibt, aber mit einer ausdrücklichen Bedingung: er will einen Schuldschein ausstellen und sich verbindlich machen, die Summe innerhalb eines Jahres zurückzuerstatten. „Gut denn!“ sagte der edle Greis lächelnd. Fombreuse setzt sich und schreibt den Schein. „Wissen Sie wohl, Fombreuse,“ sagte der Graf, indem er das Papier in ein Portefeuille steckte, „daß diese drei Zeilen Sie um Ihre Bibliothek, ja um Ihre Freiheit bringen können?“ Er schüttelte dem jungen Mann beim Abschiede herzlich die Hand und lud ihn auf den folgenden Tag zum Frühstück.

Das Jahr verstrich; Fombreuse hatte zu Tilgung seiner Schuld auf den Ertrag eines geometrischen Handbuchs gerechnet; allein die Zeitumstände hatten dem Buchhändler gar zu ungünstig geschienen. Am Tage, da sein Schein verfallen war, ging Fombreuse zum Grafen und entschuldigte sich in großer Verlegenheit. „Was!“ sagte der Alte, „Sie denken noch an die Kleinigkeit! Herr Fombreuse, ein für allemal, sprechen Sie nicht mehr davon, wenn wir gute Freunde bleiben sollen.“

Drei Jahre verflossen, in denen Fombreuse sich zwar wenig Geld, aber desto mehr Ehre erwarb und in der Achtung der Gelehrten, besonders aber seines Patrons, des Grafen, immer höher stieg. Bezahlen konnte der arme junge Mann immer nicht, und er wagte es nicht mehr, seiner Schuld gegen seinen Wohlthäter Erwähnung zu thun. Da starb der Graf von Blergy plötzlich und hinterließ seinen Töchtern, die den Bankier M** und den General Maugrand geheiratet hatten, ein unermeßliches Vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

Interessante Züge aus Kants Leben.

Unter Kants Zuhörern befand sich mehrere Jahre Herr K., ein Studiosus, welcher mit ausgezeichneten Talenten eisernen Fleiß verband, sein Aeußeres aber ungemein vernachlässigte. Einst fehlte jenem Studenten, an dem einzigen Roke, den er besaß, auf der Brust ein Knopf und Herr K. ging viele Monate umher, ohne den fehlenden Knopf durch einen andern ersetzen zu lassen. Nun behauptete jener Studiosus in Kants Kollegien stets einen und denselben Platz auf der ersten Bank; eines Tages bemerkte der philosophische Jünger, daß der lehrende Professor seinen Blick unaufhörlich auf die Stelle des fehlenden Knopfes richtete und da Herr K. einige Tage nacheinander dieselbe Bemerkung zu wiederholten Gelegenheit fand, erschien er endlich mit den vollzähligen Knöpfen am Roke im Hörsale. An diesem Tage wurde Kant gleich Anfangs zerstreut und verlor mehreremal den Faden im Vortrage; nach geendigtem Kollegium aber nahm er unsern Studenten auf die Seite und sagte ihm lächelnd: „Mein lieber Herr K.! erzeigen Sie mir doch den Gefallen und schneiden Sie sich diesen Knopf wieder von Ihrem Roke, denn ich habe mich so sehr gewöhnt, Sie ohne denselben zu sehen, daß mir die ungewohnte Erscheinung heute ganz das Konzept verrückte.“ — Kant hatte die Bemerkung gemacht, daß er nach ziemlich vollendeter Verdauung in den Abendstunden am besten und schärfsten denken könne, und so stellte er sich denn zu jener Zeit gewöhnlich mit verkürzten Armen und dampfender Pfeife in seiner Studierstube an den Ofen, die Augen unverwandt nach dem großen Knopfe eines Thurmes gerichtet, den er aus seinen Fenstern sehen konnte. In dieser Lage und in jenen Stunden nun überließ Kant seinen Genius jenen hehren Untersuchungen und scharfsinnigen Reflexionen, deren Resultate ihm mit Recht den Namen des Königsberger Weisen verschafften und diesen Namen unsterblich machten. Einst konnte Kant mehrere Abende hintereinander, so sehr er sich auch anzustrengen suchte, dennoch keinen zusammenhängenden Gedanken fassen; er wurde unruhig, fand aber endlich die Ursache seiner ihm unbegreiflich gemessenen Zerstretheit von selbst auf; einer nöthig vorzunehmenden Reparatur halber, war nämlich jener große Knopf vom Thurme genommen worden, welchen in seinen Produktionsstunden vor Augen zu haben, sich unser Weiser seit Jahren angewöhnt hatte, und Kant gestand selbst ein, daß er erst wieder ordentlich habe reflektiren können, nachdem der Thurmknopf auf seine alte Stelle gesetzt worden war.

M i s z e l l e n.

D a n z i g. Am 30. Juni hat der hiesige Mechanikus Hoffmann mit dem von ihm neu erfundenen Kunstboote die erste Probefahrt auf der Ostsee veranstaltet. Mit dem Glockenschlage 9 Uhr erfolgte die Abfahrt vom Schuitensteige, und um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr erreichte das Kunstboot Neufahrwasser. Um 12 Uhr lichtete es wieder die Anker, passirte den Hasen und stach in die See. Ohne Segel, ohne Mast, ohne Dampf glitt hier das Fahrzeug von abenteuerlicher Bauart über die Wellen; gegen 3 Uhr kehrte es wieder in den Hasen zurück. Ein englisches Schiff flaggte dem neuen Meergaste zu Ehren, wurde begrüßt und antwortete mit Hurrah! Von einem zweiten Schiffe, „Wohlfahrt“ ertönte der Schiffsjungen-Gesang; die Ufer waren mit neugierigen Zuschauern gefüllt. Um 6 Uhr war die Fahrt beendet. Das Resultat ist befriedigend: die zur Zeit noch geheime Maschine setzt das Fahrzeug in Bewegung, und mehr bedarf es nicht. Eine bedeutendere Schnellkraft wird durch nachträgliche Verbesserungen herbeigeführt werden, auch sollen 2 noch mißlungeneäder in der Maschine das Haupthinderniß bilden.

P a r i s. Acht Operntänzerinnen müssen auf dem Rathhause zur Erhöhung der Julifeier tanzen; die hiesigen Blätter enthalten ergötzliche Relationen über die bescheidenen Bedingungen dieser Operngrazien, welche sie für ihre Kunstleistungen gestellt.

M ü n c h e n. Der „Baierische Volksfreund“ meldet: „In dem Pfarrdorf Oberbärnbach, eine halbe Stunde von Nibach, ward am 17. Juli Früh 9 Uhr beim Geißl das einzige Kind, Mädchen von 6 $\frac{1}{2}$ Jahren, welches die Eltern zu Haus allein gelassen, räuberisch überfallen, in der Stube mittelst eines Stricks aus dem Kubstall erhängt, während Mutter und Vater in Nibach eine Leiche zu Grabe begleiteten. In der Schlafkammer waren gegen 200 fl. entwendet.“

B. B.

Bilder-Gallerie. Nr. 7.

Viktor Hugo, französischer Dichter.

Viktor Hugo wurde zu Besançon am 26. Febr. 1802 geboren. Erst fünf Jahre alt begleitete er, mit seiner Mutter, seinen Vater, einen Obersten, nach Italien, wo dieser Kommandant einer Provinz wurde. Zwei Jahre später nach Paris zurückgekehrt, erhielt H. von seiner Mutter, einer eifrigen Royalistin aus der Benz

der und frommen Frau, einem bei ihr verfehlten Royalisten und von einem Geistlichen den ersten Unterricht. Unter den Klassikern, die er frühzeitig mit Interesse las, waren auch die Historiker Polybius und Tacitus. Im J. 1811 kam er mit seiner Mutter und seinen Brüdern nach Spanien, wo sein von Napoleon zum General erhobener Vater zwei Provinzen befehligte, wohnte im Palaste Macerano in Madrid, trat bald darauf ins adelige Seminar ein und sollte nachher beim Könige Joseph Page werden: aber schon im folgenden Jahre kehrte seine Mutter mit ihm und seinem Bruder Eugen nach Paris zurück. Erst 15 Jahre alt versuchte er sich schon als Dichter und besang in seinen ersten Versen den berühmten Ritter Roland und das so romantische Ritterthum. Bald nachher mußte er, nach dem Verlangen seines Vaters und auf gerichtlichen Befehl, seine Mutter verlassen, die sich, vermuthlich wegen abweichender politischen Ansichten von ihrem Gemahl getrennt hatte, und wurde von seinem Vater in ein Erziehungs-Institut geschickt, wo er aus Verdruss über die Trennung von seiner geliebten Mutter, und von ihrem Royalismus angeweht, ein royalistisches Trauerspiel, zu Ehren des Prätendenten Ludwig XVIII., unter dem Titel „Irtamene“ verfasste. Von dem Institute Cordieu und Decote aus schickte der fünfzehnjährige Dichter an die Academie Française ein Preisgedicht sur les avantages de l'etude, welches zwar nicht den Preis, aber eine ehrenvolle Erwähnung erhielt. Im J. 1819 trug er bei der Akademie zu Toulouse zwei Preise davon. Im J. 1820 wurde er von derselben Akademie für sein Gedicht „Moses am Nil“ nochmals gekrönt und zum Maitre des jeux floraux ernannt.

Durch diese poetischen Arbeiten wurde H. sehr in seinem Rechtsstudium, welchem er sich widmete, gehindert. Dazu kamen Nahrungsforgen (denn von seinem Vater wollte er kein Geld annehmen), die Politik und vorzüglich die Liebe: die seinen Geist in Anspruch nahmen. Sein Grausen erregender Roman „Han d'Island,“ den er 1820 schrieb und der 1823 im Druck erschien, drückt seiner Geliebten, der von Jugend auf seine Neigung gehört hatte und von der man ihn trennte, seine heißen Liebesgefühle aus. Damals schrieb er zugleich seinen ersten Band royalistischer und religiöser Oden, und gab mit einigen Freunden den Conservateur litteraire heraus. Chateaubriand nannte ihn in einer Note zum Conservateur „enfant sublime“ (erhabenes Kind), worauf H. mit ihm ein freundschaftliches Verhältniß anknüpfte.

Nach dem Tode seiner Mutter, im Jahr 1821 (sein Vater starb 1828) bezog er eine kleine entlegene Wohnung, verschmähte die

ihm von seinem Vater angebotene Unterstützung, und arbeitete Tag und Nacht, mit dem Vorsatze, sobald als möglich um die Hand seiner Geliebten zu werben. König Ludwig XVIII. wies ihm eine Pension an. In deren Genuss verband sich nun H. im Oktober 1822 mit seiner Geliebten.

So lange man Hugo für einen Royalisten hielt, fand er in Paris größtentheils nur Tadler, und seine ersten, obgleich geistreichen Schriften, gaben der strengen Kritik allerdings manche Blößen. Er hütete der Romantik, welche damals dem Geschnal der Franzosen noch wenig zusagte. Als aber H. sich der politischen Meinung der Mehrheit näherte, stieg sein Dichterruhm. Sein schon 1824 erschienenen Gedicht „Napoléon“ fand den verdienten Beifall, und seine 1827 gebichtete Ode „à la colonne,“ welche gleichfalls Napoleon erhebt, gewann allgemeine Bewunderung.

Um diese Zeit entspann sich in Frankreich der Kampf zwischen der freien Romantik (nach deutschem und englischem Geschnal) und dem steifen französischen Klassizismus (vorzüglich im Drama) mit erneuerter Heftigkeit und nahm in Paris eine Weise die Aufmerksamkeit des Publikums fast mehr in Anspruch als die Politik. H., an der Spitze einer kleinen Schar, führte den Kampf gegen die zahlreichen Anhänger des französischen Klassizismus mit abwechselndem Glück. Sein Drama „Cromwell“ (1827), zur Aufführung im Theater nicht geeignet, ist voll bewundernswerther Stellen, aber oft bizarr und breit. Dagegen schlug sein romantisches lyrisches Gedicht „Orientales“, voll glühender Begeisterung und künstlichen Gefühls, den Klassizismus auf's Haupt, denn noch nie hatte ein Franzose so herrliche Lyrik gedichtet. Den ersten Hauptsieg benützend, schrieb er im folgenden Jahre die schauerliche Schilderung des letzten Tages eines Verurtheilten (Le dernier jour d'un condamné) und das Trauerspiel „Marion Delorme.“ Er vollendete noch in demselben Jahre 1829 sein Trauerspiel „Hernani.“ Im März 1831 erschien sein historischer Roman „Notre Dame de Paris.“ Zu Ende des Jahres 1832 brachte er sein Drama „Le roi s'amuse“ auf das Théâtre-Français, aber der Minister Argout verbot die Aufführung. Sein neuestes Trauerspiel: „Lucrece Borgia“ machte ebenfalls großes Aufsehen; aber es wimmelt, eben so wie das vorige, von sehr grellen und unsittlichen Situationen.

H. ist im gesellschaftlichen Umgang sehr liebendwürdig. Er sieht blaß aus, aber aus seinem hellen Auge sprüht das innere Feuer und Begeisterung hervor.

R u m y.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.